

Lebens- und Kriegserinnerungen des Landwirts

Franz Philippengracht aus Warden (Alsdorf)

2004 niedergeschrieben

Als Sohn der Eheleute Wilhelm Philippengracht und Katharina geb. Thelen, erblickte ich am **30.12.1924** das Licht der Welt. Meine Eltern bewirtschafteten einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Als ich 4 Jahre alt wurde, kam ich in den Kindergarten Hoengen, Goethe-Str. 27, St. Anna-Kloster. – Ich kann mich noch daran erinnern, daß ich einmal weggelaufen bin und gut zu Hause, Jakobstr. 62, ankam – Dem Kindergartenabenteuer folgte im April 1931 der Eintritt in die Volksschule. 1933 ergriff Adolf Hitler die Macht in Deutschland. Unsere katholische Volksschule wurde bald eine Gemeinschaftsschule; die Kreuze wurden aus den Klassen entfernt und der Religionsunterricht mußte in der Kirche abgehalten werden. Der Geistliche durfte nicht mehr in die Schule! Ein schreckliches Erlebnis für uns Kinder war die Reichskristallnacht 1938. Morgens war es hier in Warden, als wir zur Schule gingen, noch ruhig. Wir Kinder hatten ja auch keine Ahnung, was los war. Als wir jedoch mittags nach Hause gingen, lag vor den Häusern der jüdischen Mitbewohner das Mobiliar auf der Straße. Die Synagogen in Eschweiler und in Hoengen (Schillerstraße) brannten, grausam.

1939 wurde ich aus der Volksschule Warden entlassen.

Bis zu dieser Zeit mußten alle 10 bis 14-jährigen Jungen im **Jungvolk** Dienst machen. Nach der Schulentlassung folgte dann der mehr oder weniger erzwungene Eintritt in die H J (Hitler-Jugend). Dann ging es weiter mit der Berufsschule und der landwirtschaftlichen Lehre bei meinem Vater in der Zeit von 1939 bis 1940 und der anschließenden Landarbeitsprüfung auf dem Hofe Besgen in Merzbrück. **1939** begann der 2. Weltkrieg.

Nach dem Polenfeldzug kam die erste Einquartierung in unser Dorf. Die Soldaten blieben bis zum Frankreichfeldzug (9.5.1940).

Ende **1940** wurde ich von der HJ in die freiwillige Feuerwehr überwiesen. In den Jahren 1941/1942 hatten wir schon viele Kriegseinsätze. Alle 14 Tage mußte ich eine Nachtwache bei der Polizei im Hoengener Rathaus absolvieren.

Im November 1941 starb mein Vater. Der Hof wurde auf meinen Namen übertragen. Im Oktober 1942 begann die landwirtschaftliche Winterschule, die ich aber wegen der Einberufung zur Wehrmacht am **8. Dezember 1942** aufgeben mußte.

Der Hof wurde nun von meiner Mutter, meiner Schwester und der Tante, einer Schwester meines Vaters, während des Krieges aufrechterhalten. Sie blieben auch auf dem Hof, als die „Alliierten Truppen“ einrückten. Einige Bekannte, die auch noch im Ort geblieben waren, halfen so gut es ging, die Kriegsschäden an den Dächern zu reparieren, so daß ein Teil der 1944er Ernte gerettet werden konnte, aber erst mit der Ernte von 1945 gedroschen wurde.

Nachbarn, die dabei mitgeholfen hatten, sagten mir nach meiner Rückkehr aus Kriegsgefangenschaft, daß Körbe voll Ratten und Mäusen gefangen wurden und im gedroschenen Getreide viel Kot gewesen wäre. Das Getreide hätte man dann von Hand reinigen müssen.

Wie vorhin erwähnt, wurde ich am 8. Dezember 1942 in die Reitzenstein-Kaserne nach Düsseldorf/Hubbelrath eingezogen. Am zweiten Tag wurden wir mit alten Sachen eingekleidet und mußten anschließend auf dem Kasernenhof antreten. Wir waren ca. **1000** jugendliche Männer im Alter von 18 Jahren.

Hier wurden wir u.a. auch gefragt: "Wer von euch will Funker oder Fernsprecher werden?" Nur ein paar von uns meldeten sich freiwillig. Einer der anwesenden Offiziere gab daraufhin den Befehl zum Abzählen. Auf diese Weise wurden die ersten **250 Kameraden**, zu denen auch ich gehörte, Funker oder Fernsprecher. Der Rest kam zu den Fahrern und Kanonieren.

Gut eine Woche waren wir in Düsseldorf. In dieser Zeit stand ausschließlich das Üben der Ehrenbezeugung (Grüßen) und das Exerzieren (Formalausbildung) auf dem Programm.

Lediglich einmal hatten wir eine Schießübung mit Karabinern.

Am 1. Sonntag in Düsseldorf wurden wir in das Düsseldorfer Eisstadion geführt, wo die Düsseldorfer EG gegen ERO Mannheim spielte. Es war das erste Eishockey-Spiel meines Lebens.

Einige Tage später wurden wir alle per Reichsbahn in eine Artilleriekaserne nach Spa in Belgien gefahren. Hier begann nun unsere Ausbildung.

Wir, die Nachrichtenleute, wurden noch einmal auf Tauglichkeit geprüft. Aufgrund dieses Testes wurden noch einige Leute ausgetauscht. Ich mußte Funker werden. Dann kündigte sich auch schon **Weihnachten** 1942 an. Wir wurden gefragt, wer zur hl. Messe gehen wollte, fast alle gingen mit. Die nicht an der hl. Messe teilnehmen wollten, mußten in der Kasernenküche aushelfen.

Im Anschluß an die hl. Messe mußten wir dann alle auf dem Kirchenvorplatz von Spa antreten. Vor dem Rückmarsch sprach der Kasernenleiter zu uns, ein alter Major aus dem 1. Weltkrieg. Er habe sich sehr gefreut, daß wir so zahlreich an der Weihnachtsmesse teilgenommen hätten. Als Dank hätten wir morgen, am Weihnachtstag, Ausgehen.

Während der dreimonatigen Grundausbildung konnte ich sogar mit meinem Stubenkameraden Joseph Plum aus Mariadorf einmal 3 Tage nach Hause fahren. Nach Abschluß der Grundausbildung wurden wir an die französische Kanalküste nach **Calais** verlegt und zum Küstenschutz eingesetzt. Ich war dort überwiegend auf der **B-** Stelle eingesetzt (Beobachtungsstelle). Bei klarem Wetter war die Sicht so gut, daß man bis nach Dover zur südünglischen Steilküste (weißer leuchtender Kalkstein) sehen konnte.

In Calais blieben wir nicht lange.

Da die **6.Armee** unter Feldmarschall Paulus in Stalingrad vernichtet worden war, hatte das **OKH** daraufhin die Aufstellung einer Ersatzarmee angeordnet. Deren Neuaufstellung begann in der **Bretagne**.

Unsere Einheit wurde in diesem Zusammenhang dorthin verlegt.

Die Fahrt mit der Bahn führte über Etaples -- Le Treport Mers -- Abancourt -- Rouen -- Dinan -- St Brieux nach **Morlaix** (der heutigen Partnerstadt von Würselen). Hier wurden wir zunächst wieder zum Küstenschutz eingesetzt, ich für kurze Zeit auf der B-Stelle direkt an der Küste. Dann begann mein Einsatz als Melder. Mit dem Fahrrad mußte ich zweimal täglich von der Schreibstube der Artillerie-Küstenbatterie zur Abteilungsgeschäftsstelle fahren – von St Thegonec nach Landivisiau. In diesem Städtchen hatten die drei Melder der Abteilung eine Dachgeschoß-Privatwohnung. Als Verpflegungsgeld zur Selbstversorgung standen uns täglich **5 Reichsmark** zu. Drei Monate lang war ich nun täglich mit dem Fahrrad unterwegs und lernte so die landschaftlich sehr schöne **Bretagne** kennen. Die Häuser waren alle aus Bruchsteinen gebaut. Auffallend viele sehr schöne alte Kirchen und Denkmäler konnte ich bewundern.

Rückblickend muß ich sagen, daß ich leider kein Tagebuch geführt hatte. Ich wußte ja nicht, ob ich die Heimat jemals wiedersehen würde.

Nach 3 Monaten ging diese „schöne“ Zeit zu Ende.

Die Aufstellung der neuen **371. Division**, zu der unser **Artillerieregiment 371** gehörte, war im September 1943 abgeschlossen. Mit der neuen Division wurden anschließend einen Monat lang Nacht-Übungen gefahren. Im Anschluß daran erfolgte dann die Verlegung der **371. Div. nach Rußland**.

Was dann jedoch geschah, haben wir als Wunder empfunden. Unsere Batterie blieb in der Bretagne. Den Gerüchten nach stand die Neuaufstellung einer weiteren Division bevor.

Tatsächlich wurden wir **nun Art-Reg. 353**. Auch eine kleine Einheit des Infanterie-Regiments blieb in der Bretagne. Die **353. Division** wurde neu aufgestellt.

(Bemerkung: die Nr. der Division ist identisch mit der des Artillerie-Regiments)

Hiernach kam es zu einer traurigen Geschichte in unserer Batterie. Ein Obergefreiter war fahnenflüchtig geworden und wurde nach monatelangem Entfernen von der Truppe in Paris festgenommen. Ein Unteroffizier und ein Gefreiter wurden dazu bestimmt, den geflüchteten Obergefreiten in Paris abzuholen. Die drei, die Eskortierenden und der flüchtige Obergefreite, waren zusammen in Stalingrad gewesen und gemeinsam in die Bretagne zur Divisionsneuaufstellung gekommen. Auf dem Rückweg mußte auf einem Bahnhof umgestiegen werden. Dabei kam es zu einem längeren Aufenthalt. Die drei vereinbarten jetzt bei gegebenem Ehrenwort des Delinquenten, den unvorhergesehenen Aufenthalt zum freien Ausgehen zu nutzen. Der Obergefreite hielt jedoch nicht sein gegebenes Ehrenwort und kam von einem Toilettenbesuch nicht mehr zurück. Letztendlich mußte die Eskorte ohne den erneut geflüchteten ehemaligen Kameraden die Weiterfahrt antreten und kam ohne den Gefangenen zurück zur Batterie. Für dieses Vergehen wurden die Beiden mit 21 Tagen Arrest bestraft; der Unteroffizier wurde zusätzlich degradiert.

Der Flüchtige wurde jedoch wieder gefaßt und wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils mußte von unserer Einheit wie folgt durchgeführt werden: Die ältesten Mannschaftsdienstgrade, Stabsgefreite und Obergefreite, 10 an der Zahl, bekamen 10 geladene Karabiner. Neun davon waren mit scharfer Munition geladen, einer mit einer

Platzpatrone. Jeder der zum Erschießungskommando befohlenen Soldaten sollte annehmen, du hast den Karabiner mit der Platzpatrone.

Nun wurde der Verurteilte an einen Pfahl gebunden.

Im vorgegebenen Abstand war die Schützenaufstellung zur Exekution angetreten. Dahinter stand die gesamte Formation der Batterie mit ca. 130 Soldaten. Alle mußten zur Abschreckung diesen grausamen Vorgang ansehen.

Unsere Einheit blieb noch einige Wochen in der Bretagne.

Am heiligen Abend 1943 gab es eine Weihnachtsfeier mit Beförderungen. Ich wurde dabei Gefreiter. Den 1. Weihnachtsfeiertag mußten wir mit dem Verladen der Batterie zubringen. Alle Pferde, Fahrzeuge sowie Geschütze wurden auf Waggons der Bahn verladen. Mit unbekanntem Ziel fuhren wir in der Nacht in Richtung **Le Mans** ab. Für uns alle überraschend wurde die Einheit nach Belgien gefahren und in der Nähe von Antwerpen ausgeladen. Die Unterbringung erfolgte in Privatquartieren. Ich erinnere mich daran, daß die Menschen dort den Umständen entsprechend freundlich waren. Mein Geburtstag, ich wurde 19 Jahre (*30.12.1924), fiel in diese Zeit sowie der Jahreswechsel. Ich hatte mir eine Erkältung zugezogen und mußte daher eine Woche lang das Bett hüten.

Noch im Januar wurden wir dann wieder verladen. Diesmal ging die Fahrt in Richtung Süden. Dort bei Lyon war ein Truppenübungsplatz unser Ziel. Hier wurde unser Artillerieregiment wieder aufgefüllt. Von Lyon habe ich keine guten Erinnerungen. Dort gab es Partisanen. Aus diesem Grunde durfte man nur in Gruppen aus gehen und mußte als Waffe den Karabiner oder die Pistole mitnehmen. Jeden Tag gab es tote deutsche Soldaten in Lyon.

Im Februar setzte sich die Verlegung in den Süden weiter fort. Das neue Regiment kam zum Küstenschutz ans Mittelmeer. Unsere Batterie kam nach **Latur-bas-Elne** (3,5 km b. **Elne**), 18 km südlich von **Perpignan**, 4 km von der Gote Vermeille und 28 km von der spanischen Grenze in der Nähe von **Port Bou**. In Elne blieben wir bis zum 7. Juni **1944**, dem Tag nach der Landung der Alliierten in der Normandie.

Zunächst möchte ich jedoch noch von den Erlebnissen im Süden berichten. Die Geschütze wurden in Stellung gebracht und eine Beobachtungsstelle in einem sehr schönen Wohnhaus am Mittelmeer eingerichtet. Die Bevölkerung war bis ca. 4 km von der Küste entfernt evakuiert worden. Die Feuerstelle lag in einem Weinfeld, in dem auch Aprikosenbäume standen. Also unten Wein und oben Aprikosen. Diesmal mußte ich in der Feuerstelle der dortigen Fernsprechvermittlung bleiben. Wir wohnten dort alle in Zelten. Die Vermittlung war in einem Achtmannzelt untergebracht. Wir schliefen dort zu viert und einer hatte immer Wache. Zwölf Anschlüsse mußten bedient werden. Mein Freund Peter Esser aus Linden-Neusen war Putzer (Bursche) beim Batterie-Chef und war auf der B-Stelle.

Hier begann die schönste Zeit als Soldat. Unsere Vermittlungsarbeit verlief abwechselnd Tag und Nacht. Schön am Vermittlungsdienst war, daß man alles mithören konnte, aber laut Befehl nichts gehört haben durfte. So mußte ich auch einmal die Schreibstube mit dem Chef

verbinden und bekam dadurch mit, daß unsere Batterie einen Teil der Mannschaft abstellen mußte, auch zwei Nachrichtenleute waren dabei.

Diese Soldaten kamen dann zur Ersatzabteilung nach Deutschland und von dort wahrscheinlich an die Ostfront nach Rußland als Ersatz für Gefallene. Ich war froh dieses Gespräch mit angehört zu haben und dadurch wußte, daß ich nicht dabei war. Auch kamen jeden Tag Suchmeldungen von fahnenflüchtigen deutschen Soldaten, die über die nahen Pyrenäen nach Spanien flüchten wollten. Leider gab es wieder einen tragischen Todesfall in unserer Einheit. Ein Nachrichtenmann wurde mit 9 Tagen Arrest bestraft. Bevor ein Soldat in den Knast mußte, stellte ein Arzt in einer Untersuchung seinen Gesundheitszustand fest. So mußte der Betreffende, es war ein junger Mann von 19 Jahren, etwa 3-4 km bis zur Sanitätseinheit fahren, um sich beim Abteilungsarzt untersuchen zu lassen. Dies hat er auch gemacht. Jedoch auf dem Heimweg zur Feuerstelle hat er sich dann erschossen. In meiner bisherigen Soldatenzeit kam es so zum 2. Todesopfer ohne Feindeinwirkung. Der Aufenthalt im Süden Frankreichs war eigentlich die ruhigste Zeit in meinem Soldatenleben, auch wenn wir nur in einem trostlosen menschenleeren Gebäude unseren Dienst tun mußten. Mit der Landung der Alliierten am 6. Juni war diese angenehme Zeit ruckartig vorbei.

Bereits am **7. Juni 1944** verließen wir Südfrankreich in Richtung Normandie. Unsere Batterie hatte damals 130 Pferde und war auch etwa 130 Mann stark mit 4 Geschützen (LFH 18 – Durchmesser 10,5 cm), einer Munitionsstaffel der Nachrichtenstaffel und dem Tross.

Ich kann nicht sagen wie viele Waggons nötig waren, um dies alles zu verladen. Es war schon ein stattlicher Zug. Bis Bordeaux fuhren wir ohne Zwischenfälle, aber dann gings los.

Mehrmals wurden wir von englischen Flugzeugen angegriffen und bereits in Le Mans hatten wir 4 zerstörte Loks zu beklagen. Kaum zu glauben, aber kein Pferd wurde bei diesen Angriffen verletzt. Leider hatten wir wieder einen Toten. Unteroffizier Flies aus Berlin, unser Nachrichtenstaffelführer, ein sehr guter Mensch und mein Vorgesetzter. Er war bei der 6. Armee in Stalingrad nach der sechsten Verwundung aus dem Kessel von Stalingrad ausgeflogen worden.

Trotz dieser Vorkommnisse waren wir relativ schnell in Le Mans. Unter dem Schutz von zwei Messerschmitt-Jägern wurde schnellstens entladen. Danach verließen wir sofort die Stadt in Richtung Normandie. Gefahren wurde allerdings nur nachts, da aufgrund der Luftüberlegenheit der Alliierten ein Vorankommen übertags unmöglich gewesen wäre.

Wie viele Nächte es bis zur Front gedauert hatte, kann ich nicht mehr sagen. Die letzte Wegstrecke bis **Caen** wurden wir nachmittags von der HJ Division gefahren, bis in die Stellung.

Als erstes wurde zunächst eine Telephonleitung zu einer benachbarten Einheit gelegt, ca. 5 km. In der Nacht mußte dann die gesamte Mannschaft Munition zu den Geschützen schleppen. Dabei gab es einen Verwundeten. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken. Morgens war bereits die Telephonleitung gestört. Also mußten zwei Mann zur Störungssuche raus. Ich gehörte dazu. Diese Leitung wurde von unserer Batterie dazu benutzt, um von der anderen Einheit Feuerkommandos zu erhalten, weil wir noch keine B-Stelle eingerichtet hatten. Die Leitung lag entlang eines kleinen Flusses. Nach 3 km Marsch hatten wir die Bruchstelle gefunden. Der Schaden wurde behoben und die Funktion der Leitung überprüft.

Dazu schlossen wir unseren Telephonapparat an. Es meldete sich jedoch die eigene Feuerstelle. Also mußte noch ein weiterer Schaden zur anderen Stelle hin vorliegen. Doch nun kam ein Feuerüberfall der englischen Artillerie. Wir gingen in bereits vorhandenen Löchern der Uferböschung in Deckung, die Kameraden vor uns ausgehoben hatten. Wir beide waren so müde und kaputt, daß wir trotz des Artilleriebeschusses einschliefen und nach einer Stunde von Kameraden, die nach uns Ausschau halten mußten, geweckt wurden. Gott sei Dank hatten wir einen guten Chef, der uns dieses schwere Vergehen verzieh. Er wußte genau wie schwer wir in den letzten zwei Tagen gearbeitet hatten und daher übermüdet waren. Am nächsten Tag mußte ich dann auf die B-Stelle als Funker.

Auf unserer 1. B-Stelle waren zwei Fernsprecher, zwei Funker und der Batterie-Chef Oberleutnant Verbek. Sie war auf einer Anhöhe, so daß die Hauptkampflinie des Gegners, die 2 km entfernt war, eingesehen werden konnte. Die Anhöhe lag unter Dauerbeschuß der englischen Artillerie. Unser Unterschlupf war ein mit Baumstämmen abgedecktes großes Erdloch. In diesem Bunker hatten wir unser Funkgerät und den Telephonapparat. Da die Telephonleitung oft von Granaten getroffen wurde, mußte sie dauernd repariert werden. Bis zur eigentlichen Feuerstellung waren es Luftlinie 5 km. Da wir nur ältere Funkgeräte hatten, war die Verbindung über Funk sehr schlecht. Je nach Frontverlauf mußte die B-Stelle oft gewechselt werden. Wir Deutschen konnten der großen Übermacht zu diesem Zeitpunkt noch standhalten. Es war bereits Mitte Juli 1944. Am **18. Juli 1944** begannen die alliierten Streitkräfte morgens um 4 Uhr mit einem Großangriff. Zunächst wurde ein Bombenteppich gelegt und ihre Artillerie schoß dabei aus allen Rohren. Unsere B-Stelle wurde ein wenig zurückgenommen. Die neue B-Stelle war in einem Chateau (Schloß) beim Bataillonsgefechtstand der Infanterie. Das Schloß war ein sehr großes Gebäude mit mehreren abgeteilten Kellern. In einem dieser Keller war auch ein Feldlazarett, in dem 13 verwundete deutsche Soldaten lagen. Betreut wurden diese von einem Oberarzt, einem Assistenzarzt und einem Sanitäter. Am späten Nachmittag des 22. Juli brachte unsere Infanterie zwei gefangene englische Soldaten mit. Einer der Gefangenen war sehr schwer verwundet.

An diesem Tag wurden wir von englischen Einheiten eingeschlossen. Das Schloß lag ständig unter Beschuß. Der verwundete Gefangene wurde vom Oberstabsarzt untersucht. Nach seiner Diagnose mußte der Engländer schnellstens operiert werden, da er sonst nicht überleben werde. So ordnete der Arzt an, den Verwundeten zu einem unweit vom Schloß stehenden Panzer zu bringen. Der Soldat wurde auf eine Tragbare gelegt und vom Assistenzarzt sowie dem Sanitäter bis zum Panzer getragen. Begleitet von dem gesunden englischen Soldaten, der eine Fackel und eine weiße Fahne in den Händen trug.

Die beiden deutschen Soldaten kamen dann mit der Auflage zurück, daß sich alle im Schloß befindlichen Soldaten ergeben müßten. Anderenfalls würde das Gebäude zerschossen. – Wir waren in dem Keller noch mindestens 15 kampffähige Soldaten. Der ranghöchste Offizier, ich glaube es war der Bataillonskommandeur, ein Major, ließ abstimmen: weiterkämpfen oder ergeben? Das Ergebnis hieß: wir ergeben uns. Wir bekamen nun den Auftrag, unsere Funkgeräte, Fernsprecher, Gewehre und vieles mehr kaputtzuschlagen, damit der Feind nichts mehr damit anfangen könne. Der Oberarzt drängte uns, das Gebäude zu verlassen, da auch die deutschen Verwundeten schnelle Hilfe bräuchten. Von deutscher Seite war keine Hilfe mehr zu erwarten. Der Bataillonskommandeur konnte unsere Entscheidung zur Ergebung nicht verstehen. Noch in der Nacht hat er uns auf eigene Verantwortung und Initiative verlassen und versucht die deutschen Linien zu erreichen.

Auch hatte ich den Eindruck, daß es Auseinandersetzungen zwischen unseren Offizieren gegeben hatte. Der Oberstabsarzt sorgte jedoch mit all seiner Kraft für die ihm anvertrauten Verwundeten.

So gingen wir am Morgen des **23. Juli 1944** mit einer weißen Fahne in englische Gefangenschaft. Etwa 100 m vom Schloß entfernt standen einige Wohnhäuser. Hier wurden wir nach Waffen untersucht. Die Offiziere wurden dann von uns getrennt. Die Mannschaften wurden von Posten begleitet etwa 2-3 km ins Hinterland geführt, um aus der Reichweite der deutschen Artillerie zu kommen. Einmal wurden wir noch von deutschem Ari-Beschuß überrascht. Wir waren jetzt 20 deutsche Soldaten und drei Posten. Einer der Posten, der sich nicht hingeworfen hatte, wurde von Splittern getroffen und schwer verwundet. Nachdem wir nun ein paar Kilometer marschiert und aus dem Schußfeld waren, mußten wir auf LKWs steigen und wurden noch ca. 5 km weiter von der Front weggefahren in Richtung Küste, wo noch mehr deutsche Kriegsgefangene waren. Hier fanden dann die ersten Verhöre statt.

Auch ich als Nachrichtenmann wurde verhört. Der Offizier, der das Verhör durchführte, war ein älterer Herr, der sehr gut deutsch sprach. Ich hatte in der Brieftasche noch über 400,- RM in frz. Franc. Diese mußte ich gegen Quittung abgeben. Das Geld bekam ich nicht mehr zurück. Anschließend hat er meine Brieftasche kontrolliert und diese konfisziert. Außer meiner stinkenden Bekleidung hatte ich nun nichts mehr. In der Brieftasche befanden sich ein paar Bilder der Familie, mein Soldbuch, einige Rasierklingen und ein Rosenkranz.

Anschließend wurden wir wieder per LKW etwa 5 km weitergefahren. Dann mußten wir alle aussteigen und antreten. Mit uns standen hier auch wieder etliche weitere Deutsche.

Jetzt kommt allerdings etwas, mit dem ich in meinen kühnsten Träumen nicht mehr gerechnet hätte. Mein Name wurde aufgerufen und ich mußte vortreten. Ich bekam meine Brieftasche wieder zurück.

Ob der Rosenkranz dabei geholfen hatte? Ich weiß es nicht.

Wir waren jetzt weit über 100 Gefangene. Abermals wurden wir mit LKWs weiterbefördert. Diesmal direkt bis zur Küste in ein Sammel-Lager mit rund **1.000** Gefangenen. Das Lager war ein Provisorium mit einer Größe von vielleicht 1 ha (ca. 4 Morgen) und befand sich auf mit Stacheldrahtrollen eingezäuntem Wiesenland, das nur 150 m vom **Kanal** entfernt lag.

Es war immer noch der 1. Tag meiner Gefangenschaft, abends 22 Uhr am 23.7.1944. Die Nacht war trocken und ziemlich warm. Ich war mit meinem Kameraden **Franz Kemper** zusammen, der ans Borken in Westfalen stammte. Wir unterhielten uns über unsere Zukunft und waren der Meinung, daß wir uns mit mindestens zwei Jahre Gefangenschaft abfinden müßten. Letztlich dauerte es aber noch länger, bis wir wieder in der Heimat waren.

Der Franz war ein starker Raucher. Er hatte noch seine Uhr gerettet und wollte versuchen diese gegen Zigaretten einzutauschen. Er ging nun bis an den Stacheldraht und hatte Glück. Noch an diesem 1. Abend gelang es ihm, einem schwarzen Wachmann die Uhr für einige 100 Zigaretten zu verkaufen. Ich hatte keine Uhr bei mir. In der Nacht konnten wir einfach nicht schlafen. Mein Kumpel rauchte und bot mir natürlich auch Zigaretten an. Tatsächlich fing ich an zu rauchen. In dieser schlaflosen Nacht gab es Gesprächsstoff und Unterhaltung. Fortwährend wurden Schiffe entladen. Panzer an Panzer fuhren die ganze Nacht hindurch an

unserem Lager vorbei in Richtung Front. Etwas weiter entfernt wurde Munition ausgeladen und kirchturmhoch aufgeschichtet. Wir dachten ständig, wenn jetzt die deutsche Luftwaffe angreift, fliegt alles in die Luft. Aber Gott sei Dank zeigte sich kein deutsches Flugzeug am Himmel.

Am frühen Morgen des nächsten Tages wurden die 1.000 Gefangenen, also wir, in einem Panzerlandungsboot verladen und ab ging die Fahrt nach England.

Wir durften auch ans Oberdeck des Schiffes gehen und so den Kanal schauen. Man kann sich nicht vorstellen, wie viele Schiffe diese Wasserstraße bevölkerten und entweder in Richtung Frankreich oder England fuhren. Ein Schauspiel, das man nur noch in Filmen sehen kann.

Auf dem Schiff wurde ich krank. Nicht seekrank, sondern an beiden Beinen bekam ich Geschwüre.

Bevor wir in **Portsmouth** ankamen, wurden meine Beine verbunden. Gegen Abend legte unser Schiff im noch taghell erleuchteten Portsmouth an.

Wir verließen das Schiff und mußten in Marschordnung antreten. Es wurden nun noch leicht Verwundete und Kranke aussortiert, zu denen auch ich gehörte. Mit mir waren es insgesamt 16 Personen. Im Hafen von Portsmouth mußte ich mich von meinem Freund Franz Kemper verabschieden.

Mit den anderen Verletzten und Kranken wurde ich auf einen LKW verfrachtet und dann zu einer Turnhalle gefahren. Hier wurden meine Beine neu verbunden. Dann erhielten wir unsere Verpflegungsration in Form von gut belegten Broten. Die Schlafstelle bestand aus einer Tragbahre mit Decken. In dieser Nacht habe ich gut und voll durchgeschlafen. Am folgenden Morgen fuhren wir nach London und kamen in ein großes Feldlazarett. Dort waren lauter Verwundete, die von der Front kamen. Schwarze, Weiße, Deutsche, Amerikaner und Engländer. Es war der 25. Juli 1944. Ich hatte nicht erwartet, innerhalb von zwei Tagen von der deutschen Front in Frankreich nach London in ein Lazarett zu kommen. Wir wurden hier alle gleich und hervorragend behandelt und versorgt. Die Verpflegung war gut und es gab zusätzlich noch jeden Tag eine Packung Zigaretten.

Am 26.7.1944 bekamen alle deutschen Soldaten eine vorgedruckte Karte, die wir nach Hause schicken durften. Allerdings ohne Angabe der Lazarett-Adresse. Diese Karte erreichte meine Familie in Warden im September 1944.

Am 30.7.1944 wurde ich in ein Kriegsgefangenenlazarett nach Bishop-Aukland in Schottland verlegt.

Auch dort wurden wir sehr gut behandelt. Meine Krankheit muß wohl doch von schwerwiegender Art gewesen sein, da sich mein Lazarettaufenthalt auf gut drei Wochen ausdehnte. Heute noch denke ich in Dankbarkeit zurück an die gute Behandlung, die mir dort zuteil wurde.

Anschließend ging die Reise von hier aus bis in die Nähe von **Glasgow**, wo ich Unterkunft in einem Zeltlager für Gefangene fand. Angekommen bin ich in diesem Lager am 17. August 44.

Es war ein kurzer Aufenthalt, bei dem ich **Peter Kaußen** aus Hoengen traf, mit dem ich heute noch freundschaftliche Beziehungen habe. Wir verloren uns aber bald wieder aus den Augen, weil wir verschiedenen Gruppen zugeteilt waren.

Im Hafen von Glasgow wurden wir in einem 36.000 BRT großen Passagierdampfer eingeschifft. Es war die **Ile de France**. Im Bauch des Schiffes, also in den Unterdecks, wurden 3.000 Gefangene untergebracht. In den Kabinen, die über uns lagen, die gleiche Anzahl an kanadischen Soldaten, die in ihre Heimat fuhren. Ob die von mir angegebenen Zahlen korrekt sind, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, da sie uns so mitgeteilt worden waren.

So vollzog sich der Start einer großen Schiffsreise mit unbekanntem Ziel am

25. oder 26. August 1944.

Es war die erste Seereise in meinem Leben. Schwimmen konnte ich zudem auch nicht; aber wo alle anderen Menschen blieben, blieb ich auch. Man konnte sich frei bewegen und jeder hatte eine Schlafstelle mit einer Schwimmweste als Kopfkissen. Die Treppenaufgänge waren jedoch mit Türen aus Stacheldraht verriegelt. An allen Türen, die nach oben führten, hielten zudem mit MPs bewaffnete Posten Wache. Das Schiff hatte wahrscheinlich während des Einfalles der deutschen Truppen Frankreich verlassen und ist dann als Truppentransporter umgerüstet worden. Das monotone Geräusch der schweren Antriebsmotoren begleitete uns Tag und Nacht.

Jeden Tag durften wir eine halbe Stunde ans Oberdeck. Hier sahen wir nur die unendlichen Wassermassen des **Atlantiks**. Das Schiff fuhr im Zickzackkurs. Deshalb dauerte die Überfahrt zum **nordamerikanischen Kontinent** volle neun Tage. Noch immer kannten wir nicht das genaue Ziel unserer Reise.

Die Essenseinnahme war im großen Speisesaal des Oberdecks. An einigen Tagen der Überfahrt hatten wir stürmische See, so daß viele nicht zum Essen gehen konnten. Gott sei Dank wurde ich nicht seekrank.

Dreimal wurde mittels Sirenen U-Bootalarm wegen deutscher U-Boote gegeben. Alle Gefangenen mußten dann bis zur Entwarnung die Schwimmwesten anlegen. Wir waren uns darüber im klaren, wenn etwas passieren würde, hätten wir in den unteren Räumen nur eine geringe Chance heil davonzukommen. Bedenkt man, daß wir Kriegsgefangene waren, so wurden wir doch alles in allem menschlich behandelt. Eines Tages morgens in der Frühe ließen die Motorengeräusche nach. Uns wurde gesagt, wir seien im Hafen von **New York** angekommen, wo wir das Schiff verlassen würden. Den ganzen Tag über blieben wir im New Yorker Hafen. Wir konnten nun baden oder duschen. Danach wurden wir entlaust. Auch unsere Bekleidungsstücke, die anschließend noch gereinigt wurden. Am frühen Abend waren dann alle frisch. Zu diesem Zeitpunkt verwandelte sich New York in ein Lichtermeer.

Die weit leuchtende Reklame an den Wolkenkratzern war für deutsche Verhältnisse unvorstellbar. Alles wirkte auf uns total überwältigend. In Bezug auf deutsche Propagandaparolen kamen uns spätestens hier Zweifel auf, daß Deutschland den Krieg gewinnen könnte. Wir hielten es jedenfalls für unmöglich.

Mit einem kleinen Schiff fuhren wir nun zum Bahnhof und stiegen dort in einen Personenzug ein. Wie viele Züge für den ganzen Gefangenentransport benötigt wurden, kann ich nicht sagen, aber sicherlich einige. Als alle in den Zügen untergebracht waren, setzte sich der Konvoi in Bewegung zu einer Reise über ca. 4.000 km. Daß das Unternehmen vom **5. bis 11. September 1944** dauern sollte, war uns bei Antritt der Fahrt natürlich noch nicht bekannt. Auch wußten wir nicht, wie viele Männer in jedem Waggon Platz genommen hatten. Die Bewachung der Waggons erfolgte durch drei Soldaten mit MPs. In der Mitte der Waggons war ein kleiner schmaler Gang. Rechts und links davon saßen jeweils drei Mann in einem kleinen Abteil. Wenn der Tisch weggezogen wurde, konnte man die Sitze nach vorne so ausziehen, daß daraus eine Schlafgelegenheit wurde. Das ganze Reiseleben spielte sich in den Wagen ab. Hier konnten wir essen, trinken, schlafen, zur Toilette gehen und uns waschen. Eine saubere Angelegenheit, wenn man bedenkt, daß wir Gefangene waren, und wenn man vergleicht, wie die Kameraden in Rußland transportiert wurden.

Die Fenster der Waggons waren in doppelter Ausführung und nicht zu öffnen.

Auf der langen Reise gab es nur dann Aufenthalte, wenn die Loks gewechselt werden mußten.

Die Fahrt führte über **Niagara Falls**, nach **Hamilton** auf **kanadischen** Boden. Hier im **Osten** war das große Land noch etwas besiedelt.

Aus amerikanischer kanadischer Sicht ist Europa = Eastern-Hemisphäre. Je weiter wir nach Westen fuhren, gab es nur noch Seen und riesige Wälder. Hin und wieder kamen kleine Bahnhöfe, in deren Nähe meist Getreidesilos standen. Am **11. September 1944** erreichten wir das Gefangenlager in Medicine **Hat** in **Alberta**.

Medicine Hat liegt ca. 300 km vom bekannten **Calgary**. 275 km von den Rocky Mountains, 1.200 km vom Pazifik u. rund 110 km vom südlich gelegenen USA-Bundesstaat **Montana** entfernt. Es liegt 662 m ü. M. am South Saskatchewan River in der kanadischen Prärie.

Kanada hatte zu diesem Zeitpunkt 12 Millionen Einwohner.

In einem Weltatlas von **1996** werden **29 Millionen** angegeben. Nach Rußland ist demnach **Kanada** mit rd. **10 Millionen** qkm das zweitgrößte Flächenland der Erde. So groß wie der **Kontinent** Europa (Ural = Grenze von Europa), jedoch zu 80 % unbewohnt.

Der Zugkonvoi fuhr in das Lager hinein bis zur dort eingerichteten Bahnstation. Aussteigen war angesagt. Das ging relativ schnell, da wir außer der Uniform auf unserem Leib kein Gepäck besaßen. Anschließend wurden wir gezählt und der deutschen Lagerleitung anvertraut. Als Lagerführer fungierte während dieser Zeit ein Ritterkreuzträger.

Wir wurden mit einer Rede empfangen, die noch ganz vom nationalsozialistischen Geist geprägt war. Man hat uns teilweise sogar als Überläufer betitelt. Von den meisten anwesenden Gefangenen wurden wir aber herzlich empfangen. Dann bekamen wir unser Haus, unsere Stube und unser Bett zugewiesen. Alles war mit deutscher Gründlichkeit vorbereitet.

Wenn ich über die **17 Monate** Gefangenlager berichte, mit allem, was dort stattgefunden hat, dann kann ich rückblickend nur sagen, das war ein Lagerleben, aber keine Gefangenschaft.

Nach der Einweisung begaben wir uns zum 1. Essen in den Speisesaal. Hier bekamen wir zunächst ein Eßbesteck, das für die Zeit des Lageraufenthaltes als unser Besitz galt. Der gedeckte Tisch war vorbereitet. Mitgefangene wurden für diese Arbeit im dreimonatigen Wechsel eingeteilt. An einem Tisch saßen sechs Personen.

Am Kopfende schloß sich ein weiterer gleicher Tisch an. Somit bestand die gesamte Tischeinheit aus zwölf Personen. In der Mitte der beiden Einzeltische stand die Verpflegung, die wir selbst verteilen mußten. Worin bestand nun unsere Ernährung?

Frühstück: - ein voller Suppenteller Porridge (Haferflocken);

- zwei Scheiben Weißbrot, Butter u. Marmelade

Dieses Frühstück bekamen wir über die ganze Zeit der 17 Monate in Medicine Hat.

Mittagessen: mittags gab es abwechslungsreiche Kost. So gab es beispielsweise am

Donnerstag Hammelgulasch mit Nudeln.

In den sechs gleichen Küchen des Lagers war ausgesuchtes Personal zuständig. Hotelköche, Metzger, Bäcker, ... also alle Berufe, die in eine gute Küche gehörten.

Während des Krieges gab es reichlich zu essen. Laut Speiseplan immer 3.000 cal täglich.

Nach Kriegsende am **8.5.1945** bis Weihnachten 1945 wurden unsere Verpflegungsrationen gekürzt und ich brachte Anfang 1946 mir noch 124 engl. Pfund - 62 kg auf die Waage.

Nun möchte ich die 17 Monate Lagerleben so gut es geht beschreiben. Am 2. Tag nach der Ankunft hieß es zunächst Wäsche empfangen. Jeder Gefangene bekam 3 x Sommer- und Winterunterwäsche. 3 Paar Socken, eine Hose, eine Jacke, 1 Paar Oberhemden u. 1 Paar Schuhe. Also alles, was man an Kleidungsachen so nötig hat, um auch wechseln zu können. Die blaue Jacke hatte auf dem Rücken einen roten Punkt 20 x 20 cm und an den Hosenbeinen waren rote Streifen. Die deutsche Umform durften wir behalten. Sie wurde sonntags angezogen, damit man zumindest am Sonntag keinen roten Punkt im Lager sah.

Wie sah nun unser Lager aus? Es waren 36 lange rechteckige Häuser, die wir Baracken nannten. Sie waren aus doppelwandigem Holz gebaut, gut isoliert und außen mit Holzschindeln vertäfelt. Es gab keinen Keller. Im Erdgeschoß waren die Heizungs- und Frischluftaggregate zur Warm- und Kaltlufterzeugung installiert. Ebenso die Wasch- und Duschräume und der Treppenaufgang zum Obergeschoß. Im Obergeschoß haben wir in Doppelbetten geschlafen. In jeder Stube war zusätzlich noch Platz für ein paar Tische und Bänke. Jede Baracke konnte mit 300 Mann belegt werden. Das Lager war in sechs Abteilungen mit jeweils sechs Baracken und einer Küche mit Speisesaal aufgeteilt. Zusätzlich gab es für das Abhalten von Kursen für den Friseur, den Schuster, den Schneider und die Bibliothek noch drei kleinere Baracken in jeder Abteilung. Von um wurden sie als Kopfbarracken bezeichnet. Besonders erwähnenswert wäre noch die Bibliothek, denn dort waren tausende Lehrbücher für alle denkbaren Berufe. Außerdem konnte man auf über 100.000 Unterhaltungsbücher zurückgreifen. Es gab auch eine große Festhalle, in der ca. 1.000 Personen Platz hatten. Alle kulturellen Veranstaltungen fanden in dieser Halle statt.

Was sich dort so alles abspielte, möchte ich einmal aufzählen.

Der Sonntag begann immer mit einem katholischen Gottesdienst. Unter den Gefangenen im Lager gab es fünf Priester.

Es gab ein Orchester, etwa 30 bis 40 Personen stark sowie eine Blaskapelle in der gleichen Stärke. Neben dem Lagerchor, der ca. 100 Personen umfaßte, gab es dann noch die Theatergruppe. Alle diese Gruppen traten im regelmäßigen Rhythmus an den Wochenenden auf. Zu den einzelnen Veranstaltungen wurden Eintrittskarten verteilt. Alles war gut organisiert. An den freien Tagen liefen englische oder amerikanische Filme. Zu den Erstaufführungen der Theaterstücke und Konzerte wurden auch die kanadischen Offiziere der Wachmannschaften eingeladen (Wir wurden bewacht von der kanad. Veteranengarde). Die Instrumente hatten wir vom **Roten Kreuz** oder vom **Verein christlicher junger Männer Amerikas**. Bis Oktober 1944 erhielten wir noch deutschen Wehrsold über das „Rote Kreuz“. Die Kanadier hielten sich 100 % an die Regeln der **Genfer Konvention**.

Auch eine Turnhalle oder Sporthalle in der Größe der Festhalle war vorhanden. In ihr gab es alle gängigen Sportgeräte wie z.B. Reck, Barren einen Boxring u.v.m. . Wir konnten uns in der Halle anmelden um uns in Gruppen zu betätigen. An erster Stelle stand jedoch der Fußball. Es gab 36 Baracken und entsprechend 36 1. Fußballmannschaften, die in einem geordneten Spielbetrieb die Lagermeisterschaft austrugen. Zwischendurch wurden noch Auswahlspiele veranstaltet. Z.B.: Heer gegen Marine, Luftwaffe gegen Marine, Abteilung gegen Abteilung, u.s.w. . Im Winter war es anhaltend sehr kalt. Von Ende Oktober bis Ende Februar wurde eine Eisfläche hergestellt in der Größe eines Eishockeyfeldes. Vorhandene Schlittschuhe konnte man ausleihen , so daß man sich auch im Winter sportlich betätigen konnte.

Als nächstes kommt nun der schulische Bereich. Es fand Unterricht in Englisch, Deutsch und Mathematik statt. Es gab Klassen, die sich fürs Abitur ausbilden ließen. Auch betriebswirtschaftliche Kurse gab es.

Das Angebot zur Aus- und Weiterbildung war riesengroß. Also alles Maßnahmen, die uns nach der Kriegsgefangenschaft zugute kommen würden.

Die Lehrer kamen alle aus den Reihen der Mitgefangenen. Unter 10.000 Gefangenen im besten Mannesalter von 18 bis 50 Jahren waren alle Berufe vorhanden. In unserem Lager waren keine Offiziere untergebracht.

Sicherlich stellt mir jemand die Frage: Warum hat man euch eigentlich nicht arbeiten lassen? Die Antwort ist einfach, es gab in dieser Einöde keine Arbeitsmaßnahmen für diese Massen.

Es gab eine kleine Gruppe, die in einer Ziegelei arbeitete, und einige, die in ein Holzfällerlager versetzt wurden. An Freizeit mangelte es auch dort nicht. Ich selber hatte die Gelegenheit, im September 1944 für 14 Tage in der Landwirtschaft zu arbeiten. Unsere Aufgabe bestand darin, Maiskolben auf einem riesengroßen Maisfeld zu sammeln. Die Kolben wurden anschließend auf LKWs geladen und zu einer stationären Dreschmaschine in die nächste Stadt gefahren. Der Verwalter auf dieser Farm war ein Siebenbürger-Rumänendeutscher, der vor dem 2. Weltkrieg nach Kanada ausgewandert war. Er sprach noch ziemlich gut deutsch und war ein lieber Mensch. Für einen Tag Arbeit bekamen wir einen halben Dollar Lagergeld. Wir hätten noch gerne länger in diesem Betrieb gearbeitet. Die Farm befand sich 20 Meilen (= 32,2 km) entfernt vom Lager und lag an einem kleinen Fluß. Die

Felder mußten bewässert werden und es wurden nur Erbsen und Mais angebaut. Der Boden in der Prärie war meines Erachtens ein guter fruchtbarer Boden. Da es keinen oder nur sehr wenig Regen gab, war eine landwirtschaftliche Nutzung nur dort möglich, wo Wasser vorhanden war. In den Wintermonaten war die Prärie mit Schnee bedeckt, der im Laufe des Februars schmolz. Im März erlebte man den Frühlingsbeginn. Wenn man durch den Stacheldrahtzaun des Lagers schaute, sah man ein sattes Grün. Auch die Blumenbeete vor unseren Baracken, die von Mitgefangenen sorgfältig gepflegt und gestaltet wurden, fingen an zu blühen. In den Frühlingsmonaten zogen oft weidende Schafherden am Lager vorbei bis die Sommersonne die Prärie trocken und dürr werden ließ. Nur zweimal in 17 Monaten hatte ich die Möglichkeit außerhalb des Lagers zu gelangen. Einmal zur Arbeit auf der Farm und einmal durfte ich an der Beerdigung meines Freundes Hubert Kehr teilnehmen. Hubert Kehr aus Hoengen erkrankte an einer Bauchfellentzündung und war nach der Operation verstorben. Zwanzig Gefangene durften mit zum Friedhof fahren. Ein Entgegenkommen von Kanada, welches Hochachtung verdient. Hubert Kehr wurde mit militärischen Ehren begraben. Er war der 21. Deutsche Soldat, der auf dem Friedhof von Medicine Hat begraben wurde. Als das Lager Anfang 1946 aufgelöst wurde und wir nach England zum Arbeitseinsatz kamen, durften vorher gefangene Steinmetze ein Denkmal für alle verstorbenen Soldaten erstellen und auf dem Friedhof aufstellen.

Eigentlich bestand das Lagerleben nur aus FREIZEIT: Alles, was man machte oder womit man sich beschäftigte, war freiwillig. Nur der tägliche Zählappell um 14 Uhr auf der Lagerstraße war Pflicht. Die Zählung wurde von der kanadischen Wachmannschaft durchgeführt.

Sauberkeit war im Lager 1. Gebot. Alle mussten sich abwechselnd an den entsprechenden Arbeiten beteiligen, entsprechend der Einteilung. Zu keiner Zeit hatten die Wachmannschaften Grund zu einer Beschwerde. Neben Sport, Kultur und schulischer Ausbildung waren Karten- und Schachspielen die Hauptbeschäftigung. Es gab Skat-Turniere und Lagermeisterschaften im Schach. Basteln, Stricken und Schnitzen war für viele eine beliebte Beschäftigung, um sich etwas Lagergeld zu verdienen. Es wurden sehr schöne Sachen hergestellt und teilweise auch über die Bewacher nach draußen an die Zivilisation verkauft. Obwohl es erlaubt war, habe ich leider kein Tagebuch geführt. Vom Lagerleben hätte ich bestimmt noch einiges aufschreiben können, was ich heute vergessen habe.

Dann hatten wir Weihnachten **1945**. Alle waren abgemagert. Ich wog wie bereits erwähnt nur noch 62 kg. Nach Kriegsende hatte man uns die Verpflegung auf 50 % reduziert. Aber ich erinnere mich noch gut, dass uns die Köche für Heiligabend 1945 und den ersten Feiertag genug zu essen geben konnten. Nun begann das Jahr 1946 und siehe da, unsere Verpflegungsrationen wurden wieder auf 100 % erhöht. Das lag daran, dass wir Ende Februar die Rückreise nach Europa antreten mussten und dort nicht abgemagert ankommen sollten. Alle hofften wir vielleicht nach Hause zu kommen.

Endlich traten wir am **27.02.1946** die Reise über den großen Teich, man kann sagen die Heimreise, an. Zunächst wieder mit der Eisenbahn über sechs Tage. Aber diesmal nicht nach New York, sondern nach **Halifax** am Atlantik. Dort stand wieder ein Schiff bereit, die 35.000 BRT große **Aquitania**. Die Gefangenen wurden wieder, wie auf der Hinfahrt, in die unteren Decks gepackt. Die Treppenaufgänge waren mit Stacheldraht-Türen verschlossen und mit Posten besetzt.

Nach fünf Tagen Fahrt erreichten wir **Liverpool**. Hier erfuhren wir, daß uns in England ein Arbeitseinsatz erwartet. Die Enttäuschung war natürlich groß, daß die Reise in England

beendet war. Unser Transport kam in ein Durchgangslager in der Nähe von Liverpool 196. Wir blieben nur wenige Tage in diesem Lager.

Weiter geht die Reise nach Sheriffhales Camp in ein Arbeitslager mit 700 deutschen Gefangenen. Vor uns waren italienische Gefangene in diesem Lager. Noch im März bekam ich eine Stelle in der Landwirtschaft. Hier beim HAAC blieb ich bis zu meiner Heimreise im **Februar 1947**. HAAC steht für **Harper Adams Agricultural College**. Der Betrieb war staatliches Eigentum und umfaßte auch eine Landwirtschaftsschule, an der man die Ausbildung zum Diplom-Landwirt absolvieren konnte. Die Betriebsgröße betrug **300** Morgen. Den landwirtschaftliche Betrieb leitete ein Verwalter. Das ihm unterstellte Personal bestand aus fünf Arbeitern und drei Gefangenen sowie dem Schweizer (Melker), der für 40 Kühe zuständig war (bereits mit einer Melkmaschine). Also insgesamt 9 Mann. Auch wurden 3.000 Legehennen in Batterien gehalten.

Das englische Lager war nicht mit unserem Lager in Kanada zu vergleichen. Wir wohnten in Nissenhütten (die nach dem gleichnamigen engl. Offizier benannten halbrunden Wellblechbaracken), in deren Mitte ein Ofen stand. Die Belegungsstärke betrug 40 Personen. In England hat man nicht so niedrige Temperaturen, so daß man letztlich mit der Unterbringung für Gefangene, die wir ja nun mal waren, zufrieden sein konnte. Die Arbeitsstelle war für mich ideal. Morgens gegen 7 fuhren wir mit dem LKW im Lager ab.

Die Arbeit beim HAAC begann um 8 Uhr. In einem der Betriebsgebäude gab es einen Raum, in dem sich die engl. Arbeiter, wir die Gefangenen und der Verwalter täglich zur Arbeitseinteilung einfanden. Zwischen den englischen Arbeitern und uns Gefangenen entwickelte sich nach einigen Wochen ein gutes Verhältnis. Es waren einfache genügsame Menschen, die nicht viel verdienten.

Als erste Arbeit mußten wir Kartoffeln sortieren. Diese wurden über Winter in Feldmieten gelagert (es war nicht so kalt) und hier vor Ort sortiert und dann in die Stadt gefahren zum Verkauf an den Handel. Viele Arbeiten, die wir ausführen mußten, waren Hilfsarbeiten. Die Hauptarbeit wurde vom englischen Personal gemacht. Ich persönlich wurde oft zu speziellen landwirtschaftlichen Arbeiten eingesetzt. Wenn beispielsweise eine Kuh eine Euterentzündung hatte, mußte ich mit der Hand melken. Im Mai und Juni 1946 hatte ich mit George, einem 14jährigen Jungen, die ganzen Zuckerrüben mit der Maschinenhacke gehackt. Der George führte das Pferd und ich steuerte. Man kann sich vorstellen, wie froh ich war, in der Kriegsgefangenschaft so arbeiten zu können. In der ganzen Zeit habe ich weder mit dem Verwalter noch mit den Arbeitern eine Auseinandersetzung gehabt. Im Gegenteil, oft bekamen wir sogar Zigaretten von den Arbeitern. Einer, der William, machte jeden Morgen, wenn wir uns trafen, eine frische Packung auf und verteilte die ersten drei Zigaretten an uns Gefangene. Mittags war immer eine Stunde Pause. Einer von uns drei Gefangenen ging dann zur Küche und holte eine Kanne Tee und das übrig gebliebene Essen der Studenten, das oft sehr gut war. Eigentlich mußten wir mit unseren zwei doppelt belegten Broten auskommen, die wir aus dem Lager mitbrachten. Unsere Arbeitszeit und die der englischen Arbeiter war um 17 Uhr zu Ende. Wir warteten dann auf den LKW, der uns wieder ins Lager zurückbrachte. Im Lager gab es regelmäßig um 19 Uhr Abendessen. Samstags und sonntags wurde nicht gearbeitet. Für unsere Arbeit erhielten wir etwas Lagergeld, sodaß wir damit in der Lagerkantine Kleinigkeiten einkaufen konnten. Viele der Gefangenen hatten aber auch englisches Geld. Während der Freizeit, an Regentagen und an den Wochenenden wurde im Lager viel gebastelt. Die Sachen wurden anschließend außerhalb des Lagers verkauft. Auch

mein Freund Leo Delhaye aus Würselen und ich haben Hausschuhe hergestellt. Leider kam Leo erst kurz vor Weihnachten 1946 in unser Lager. Wir kannten uns schon aus Kanada von der Lagermeisterschaft im Schachspielen.

Aber nun muß ich von **Weihnachten 1946** und den damit zusammenhängenden schönen Erlebnissen berichten. Im Lager war sonntags selten eine heilige Messe. Die katholischen Gefangenen konnten aber mit Bewachung in das 6 km entfernte Shifnal zum kath. Gottesdienst gehen. Meistens bin ich mitgegangen.

Wir waren dort gern gesehene Gäste. Es war etwa sechs Wochen vor Weihnachten, als der Pfarrer uns fragte, ob wir Gefangenen in der Lage wären die Weihnachtsmesse gesanglich zu gestalten. Wenn ja, würde er uns bitten, dies zu tun. Natürlich haben wir zugesagt. Noch am selben Tag setzten sich die Kirchgänger abends im Speisesaal zusammen und erarbeiteten einen Plan zur weiteren Vorgehensweise. Unter den Gefangenen war ein Studienrat, der musikalisch sehr begabt war.

Unsere Lösung war, unter seiner Leitung einen kleinen Chor zu gründen. Mit mir waren wir acht Mann, die nun bis Weihnachten für die hl. Messe den Choral

„Auf gläubige Seelen“ und in Latein „Adeste fideles“ probten. Im Lager hatte sich rum gesprochen, weswegen wir probten. So waren es am 1. Weihnachtstag über 40 Mann, die nach Shifnal zum Gottesdienst gingen. Dabei durften wir ohne Bewachung das Lager verlassen und konnten uns frei bewegen wie normale Zivilisten; keine Marschkolonne.

Es war eine kleine kath. Gemeinde, mit der wir nun den Weihnachtsgottesdienst 1946 feiern konnten. Ja der Pfarrer bat uns sogar gegen Ende der hl. Messe noch ein paar deutsche Weihnachtslieder zu singen. Wir haben dann noch **0 du fröhliche...** und **Stille Nacht, heilige Nacht** mit allen anwesenden Gefangenen gemeinsam gesungen.

Für uns war dies ein großes Erlebnis, in England in einer katholischen Gemeinde mit den englischen Katholiken Weihnachten 1946 feiern zu dürfen.

Leider wurden wir aber noch nicht entlassen.

Der Pfarrer bedankte sich bei allen Gefangenen, die die Weihnachtsmesse besucht hatten, besonders aber beim Chor für die Gestaltung des Gottesdienstes. Er sagte zu uns, obwohl die englischen Katholiken keine reichen Menschen sind, haben sie für euch gesammelt. Alle Gefangenen bekamen nun Weihnachtsgeschenke in Form von Plätzchen, Süßigkeiten und Rauchwaren. Wir bedankten uns hierfür und wanderten dann wieder zurück in Richtung Gefangenenlager. Aber auf dem Heimweg gab es noch eine schöne Begebenheit.

Mit meinem Freund hatte ich mich in dem Städtchen noch etwas umgesehen und wir befanden uns fast am Stadtausgang auf dem Weg ins Lager, als uns aus einem Häuserblock auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Frau zuwinkte und uns durch Gesten bedeutete, zu ihr zu kommen. Ich lief sofort zu ihr hin. Die Frau wünschte uns nun in Englisch „Frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr“ Ich bedankte mich und übermittelte ihr die gleichen Wünsche. Dann gab sie mir auch noch ein Geschenk. Zwei Packungen Zigaretten

und zwei Dosen Streichhölzer für uns beide. Dann verschwand sie sofort wieder im Hauseingang. An unserer Kleidung konnte man ja erkennen, daß wir Gefangene waren. Wahrscheinlich hatte sie auch ein wenig Angst, mit uns gesehen zu werden. In unseren Augen war es die herzensgute Tat einer tapferen Frau, die damals schon so kurz nach Kriegsende auf ihre mutige Art für Völkerverständigung sorgen wollte.

Diese Erlebnisse zu Weihnachten 1946 habe ich noch nachgetragen und komme jetzt wieder zum Zusammentreffen mit Leo Delhaye am zweiten Weihnachtstag.

Bei der Zählung auf der Lagerstraße trafen wir uns das erste Mal in England. Nach der Begrüßung fragte Leo mich, was machst du denn nebenbei? Ich stricke an einem Pullover antwortete ich ihm. Da kannst du aber nicht viel mit verdienen meinte er. In dem Lager, in dem ich bisher war, machten die Gefangenen Hausschuhe. Wenn du stricken kannst, dann kannst du auch nähen. Ja dann versuchen wirs doch mal. Leo arbeitete bei einer Straßenbaufirma und besorgte Nähgarn, Nadeln, Farbe zum Färben und Aufträge für den Verkauf. Vom Bauernhof brachte ich Jute-Säcke mit. Gebrauchte Schnitzelsäcke, in denen die Trockenschnitzel von der Zuckerfabrik geliefert wurden.

Anfang Januar begann unsere gemeinsame Arbeit. Wir wohnten leider nicht in der selben Baracke, sodaß ich immer zu Leo gehen mußte, der sein Bett als Werkstatt umfunktionierte. Ich saß auf dem Bett und nähte, während Leo am Bettpfosten die Zöpfe geflochten hat. Leo hat dazu die Säcke aufgeriffelt und mit 3x10 Fäden oder 3x12 Fäden geflochten. Ich nähte dann diese Jutezöpfe zu Hausschuhen zusammen. Bis zum Februar hatten wir so 27 original handgefertigte „jute“ Hausschuhe Made in Germany hergestellt und verkauft. Der Gewinn aus dem Verkauf wurde redlich geteilt. Dabei hatten wir auch noch Zeit, sonntags bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen eine Partie Schach zu spielen.

Doch dann kam Ende Februar das Ende unserer erfolgreichen Firma. Ich wurde wirklich aus der Kriegsgefangenschaft entlassen.

Am 28. **Februar 1947** wurde ich von diesem Lager aus in ein Auffanglager an die mittelenglische Ostküste in der Nähe von Kingston-upon-**Hull** verlegt. Mein Freund Leo weinte vor Enttäuschung, da er bleiben mußte. Eigentlich wären wir im Oktober 1947 zusammen nach Hause gekommen, da wir beide gemäß Einteilung der englischen Behörden der Gruppe 16 zugeordnet waren. Dann hatte jedoch die englische Regierung verfügt, daß **Bergleute** und **Landwirte** auf Antrag von der britischen Krone entlassen werden könnten. So kam ich auf den Antrag meiner Mutter, den der Gemeindedirektor Engländer gestellt und weitergeleitet hatte, ein halbes Jahr früher nach Hause. Im letzten Lager auf der britischen Insel an der Humber-Mündung haben wir dann auf besseres Wetter warten müssen. Der starke Sturm verhinderte ein früheres Auslaufen. In diesem Auffanglager traf ich aus Hoengen **Johann Carduck, Hubert Stollenwerk und Jean Ophoven** sowie aus Warden **Willi Havertz**. Wir waren gut eine Woche in diesem Lager. Mit den Hoengenern kamen wir täglich zusammen und vertrieben uns die Zeit mit Kartenspielen bis es endlich aufs Schiff ging. Endlich ging die Reise nach Deutschland los. Cuxhaven in der Elbemündung war unser Ziel. Die Überfahrt bei rauher See auf der Nordsee dauerte knapp zwei Tage. Viele wurden dabei seekrank.

Von Cuxhaven fuhren wir mit der Eisenbahn nach Munsterlager in der Lüneburger Heide. Im dortigen Lager wurden wir noch einmal über eine Woche festgehalten. Wir waren zum Glück

in Deutschland, aber es war das schlechteste Lager meiner gesamten Gefangenschaft. Von Rußland war auch ein Transport mit deutschen Kriegsgefangenen angekommen. Es waren meistens kranke Soldaten. Wir, die wir aus England kamen, waren schockiert über das Aussehen dieser Menschen. In Kanada und in England hatten wir vergleichsweise ein herrliches Leben geführt. In der vorletzten Nacht in diesem Lager wurde ich plötzlich krank. In der Nacht zum 28. März wollte ich zur Toilette, aber am Ausgang der Baracke (Nissenhütte) klappte ich zusammen. Die Kameraden haben mich dann nach draußen an die frische Luft getragen und nach ein paar Minuten kam ich wieder zu mir. Was dann im einzelnen mit mir gemacht wurde, kann ich heute nicht mehr sagen. Auf keinen Fall wollte ich zum Arzt gehen.

Es war nämlich bekannt geworden, daß wir am 29. März weiter in Richtung Heimat fahren würden und ich wollte unbedingt dabei sein. So wurden wir wirklich am Morgen des 29. März in einen Zug verfrachtet und nach Münster in Westfalen gefahren. Weil ich krank war, konnte ich mit Willi Havertz als Begleitperson in einem Waggon 3. Klasse fahren. Die anderen alle in Viehwaggons. Im Zug erhielten wir

Marschverpflegung für zwei Tage, also bis nach Hause. Bis auf ein kleines Frühstück für den nächsten Tag aß ich alles auf und fühlte mich wieder gesund. Gegen Abend erreichten wir Münster. In einer kleinen Kaserne wurde übernachtet. Am nächsten Tag, es war Sonntag, der **30. März 1947**, sollte ich die Familie in der Heimat wiedersehen. Der letzte Tag in Uniform verlief schwieriger als insgeheim gewünscht. In dieser Zeit fuhr sonntags noch keine Eisenbahn. Wir wurden deshalb mit LKW bis Bonn gefahren. Hier wurden wir aus der Gefangenschaft entlassen. Endlich waren wir keine Gefangenen mehr; in Freiheit in Bonn, aber immer noch nicht zu Hause. Der LKW-Fahrer wurde nun gebeten uns bis nach Aachen zu fahren. Er wußte aber auch, daß neben den Kameraden die aus russischer Gefangenschaft kamen, viele aus englischer und amerikanischer Gefangenschaft kamen und einiges an Genußmitteln in ihren Seesäcken hatten. Schnell war man sich einig. Er erhielt Kaffee, Kakao, Zigaretten und auch noch Geld (Reichsmark). Gegen Mittag fuhren wir los in Richtung Aachen. Insgesamt waren wir 22 Mann aus Aachen und Umgebung. Davon kamen zehn aus Rußland. In Eschweiler an der Lederfabrik ließen wir den Fahrer anhalten um zu erfahren, ob die Straßenbahn nach Alsdorf ihren Fahrbetrieb wieder aufgenommen hätte. Dies wurde uns bejaht. Daraufhin verließen Willi Havertz und ich den LKW u. mit der nächsten Straßenbahn ging ab nach **WARDEN**. In der Straßenbahn war auch eine Wardenerin, Sibilla Neuhs, die uns herzlich begrüßte. Nachdem wir nun in Warden ausgestiegen waren und die Quellenstraße hinunter gingen, waren spielende Kinder vorgelaufen und hatten uns überall angekündigt. An der Ecke Kinzweiler Straße standen nun schon Anwohner, die uns beide in Empfang nahmen. Unter anderem auch Peter Havertz, ein Vetter von meinem Begleiter Willi Havertz. Peter lud uns nun in sein Haus ein. Wir mußten nun mit ihm einen Willkommensschnaps trinken. Alle freuten sich über die glückliche Heimkehr. Meine Sachen (Seesäcke) hatte ich auf der Straße stehen lassen. Zwischenzeitlich hatten die Kinder mich schon bei meiner Familie angemeldet und meine Schwester mitgebracht. Als ich das Haus Havertz verließ, kam die ganze Schar an. Begleitet von meiner Schwester und einem großen Schwarm Kinder ging nun die Reise weiter zu meiner Mutter und Tante Christin in das Haus Jakobstr. 62.

Ich hatte unser Haus verlassen am **8. Dezember 1942**. Heute war der **30. März 1947!**

Franz Philippengracht (2004)